

Stina Westerkamp  
**Nachtflut**



STINA  
WESTERKAMP

# NACHT FLUT

Psychothriller

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Originalausgabe im Ullstein Paperback

1. Auflage Januar 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: Wasser © Shutterstock / 3d\_and\_photo, Figur © Trevillion Images / Mark Owen

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493-275-5

# Prolog

Das Meer war unruhiger geworden, seitdem sie den kleinen Hafen von Bad Seeberg verlassen hatten. Einen knappen Kilometer hatten sie sich inzwischen von der Küste entfernt. Die Menschen an der Hafensperrmauer und auf dem Deich waren nur noch als winzige Punkte zu erkennen. Nur wenige Boote hatten sich ebenfalls hinausgewagt, kein Vergleich zu dem Ansturm, der hier bei schönem Wetter herrschte. Graue Wolken waren aufgezogen, und der Wind pfeff ihnen inzwischen ganz schön um die Ohren. Die Wellen türmten sich zu Hügel, und eine salzige Gischt lag auf dem dunklen Wasser. Für erfahrene Segler war die Wetterlage kein Problem. Im Gegenteil. Segeln ohne Wind war wie Champagner ohne Prickeln, das hatte ihre Großmutter früher immer gesagt.

»Prost!«

»Auf Lizzy!«

»Happy Birthday, Schwesterlein!«

Die Gläser stießen klirrend zusammen, und Lizzy trank den Champagner mit drei großen Schlucken aus, was die anderen mit einem fröhlichen Johlen quittierten.

»Geburtstag hat man nur einmal im Jahr!«, rechtfertigte sie sich lachend und drückte Paul überschwänglich einen Kuss auf die Wange.

»Da hast du recht!« Paul strich ihr eine lange blonde Strähne aus dem Gesicht, die sich zwischen den Lippen verfangen hatte.

Die Leute amüsierten sich gerne darüber, dass die hellblonde Marbach-Schwester einen dunklen und die schwarzhäufige einen strohblonden Mann geheiratet hatte, obwohl es doch umgekehrt so viel besser passen würde, wie viele fanden. Elisa und sie hatten nie im selben Revier gefischt, weder als Teenager noch als Erwachsene. Obwohl Lizzy nur drei Jahre älter war als ihre Schwester und sie viele gemeinsame Freunde hatten, hatten sie in Sachen Männer immer einen sehr unterschiedlichen Geschmack bewiesen. So war es bisher jedenfalls immer gewesen und vielleicht ein Grund, warum sie sich so gut verstanden. Abgesehen von dem anderen, der sie für immer zusammenschweißen würde, und von dem Elisa nichts ahnte.

Ahnungslosigkeit ist ein Geschenk, auch so ein Spruch ihrer Großmutter. Ganz bestimmt steckte auch darin etwas Wahres, aber nicht für Lizzy. Sie hatte schon immer alles hinterfragt, wollte alles verstehen und genau Bescheid wissen. Wahrscheinlich hätte sie die Firma sonst auch nie so gut führen können. Sie war ganz anders als Elisa. Und auch als Mama.

Lizzy spürte, wie sie einen Kloß im Hals bekam.

Jetzt bloß nicht sentimental werden, nur weil du schon einen sitzen hast. Die Vergangenheit ist vorbei, nur die Zu-

kunft zählt, ermahnte sie sich und schenkte sich ein weiteres Glas Champagner ein.

»Es zieht sich ganz schön zu.« Ihr Schwager Max blickte stirnrunzelnd Richtung Horizont, der sich immer dunkler färbte. Die schwarzen Wolken hatten sich zu bedrohlichen Ungetümen geformt, die wie eine Wand vor ihnen auftraten. Der Wind war inzwischen so stark, dass das Boot heftig schwankte. »Wir sollten den Motor anschmeißen und sofort zurückfahren. Hilfst du mir, das Segel einzuholen?« Er sah Elisa auffordernd an.

Etwas schwerfällig stand ihre Schwester auf, geriet sofort ins Wanken und musste sich an der Reling festhalten. Hatte sie auch schon zu viel Champagner intus, oder lag es am Wellengang?

»Gib mir eine Sekunde«, bat Elisa und setzte sich wieder, nahm das Haargummi von ihrem Handgelenk und bändigte damit die dunklen Locken. »Mir ist ein bisschen schlecht.«

Das war ungewöhnlich. Normalerweise hatte ihre Schwester einen Pferdemagen, den nichts erschüttern konnte. Im Gegensatz zu Lizzy, die schon als Kind viel spucken musste und der dank einer ausgeprägten Migräne eh häufig übel war. So wie auch jetzt.

Lizzy atmete tief durch und rieb sich über die Augen. Ihr war nicht nur schlecht, sie sah auch alles leicht verschwommen, und ihre Arme und Beine fühlten sich schwer an. Verdammter Champagner! Den vertrug sie nie besonders gut und schon gar nicht um diese Uhrzeit.

»Nimm doch mal die verfluchte Leine, Paul!« Max hatte

wieder diesen aggressiven Unterton, den er schon den ganzen Tag hatte. Nicht ihr gegenüber, aber sobald er mit Paul oder Elisa sprach, klang er pampig.

Paul war das offensichtlich auch aufgefallen. »Halt's Maul! Ich weiß schon, was ich tun muss.« Seine Stimme war brüchig, die Worte nur undeutlich zu verstehen. Offenbar setzte ihm der Schampus auch zu.

»Ja, klar, du weißt ja immer, was du tun musst!« Max lachte künstlich, fast spöttisch auf. »Besonders wenn es um Frauen geht, dann weißt du es so richtig gut! Um die kümmerst du dich, auch untenrum, stimmt's?«

»Kannst du vielleicht mal mit dem Mist aufhören?« Paul war nun richtig laut geworden, auch wenn seine Stimme angeschlagen klang.

»Könnt ihr euch nicht ein bisschen zusammenreißen?«, fragte Lizzy. Sie lallte. Himmel! Das war ihr schon lange nicht mehr passiert. »Wieso müsst ihr euch ausgerechnet an meinem Geburtstag so streiten?«

»Halt dich da raus, Lizzy!«, zischte Max.

»Es ist ihr Geburtstag, Mann!«, regte Paul sich auf. »Und du verbreitest die ganze Zeit nur schlechte Stimmung!«

Mit zusammengekniffenen Lippen ging Max einen Schritt auf Paul zu. »Und wer ist für die Stimmung verantwortlich? Na? Na? Wer denn?« Er spuckte die Worte förmlich in Pauls Gesicht, und es schien so, als würde sein Kreuz immer breiter werden. Er wirkte plötzlich deutlich größer und kräftiger als Paul, der mit hängenden Schultern vor ihm stand und versuchte, seinen Blick zu fokussieren.

»Jetzt kommt mal runter ...« Elisa war auch nicht mehr

nüchtern, das sah Lizzy mit einem Blick, und sie fragte sich, ob es so eine gute Idee gewesen war, schon mittags mit dem Trinken anzufangen.

Obwohl Elisa saß, schwankte ihr Oberkörper hin und her, die Augen nur halb geöffnet, das Gesicht leichenblass. Schwach hob sie eine Hand, als wollte sie so die streitenden Männer beschwichtigen, die sich immer lauter beschimpften. Sie sagte noch etwas, leise und nuschelnd, was Lizzy nicht verstand.

»Du kotzt mich so an!«, schrie Paul in dem Moment, machte einen Satz nach vorn und versuchte, Max am Kragen zu packen, wodurch die kleine Jolle noch mehr ins Schaukeln geriet. Kraftvoll stieß Max ihn zur Seite, und Paul fiel zu Boden.

»Die kloppen sich ja gleich«, rief Lizzy.

Mit viel Mühe stand sie auf, und ging mit wackeligen Schritten zu den Männern, wobei sie sich immer wieder festhalten musste. Aus dem Augenwinkel sah sie, dass auch Elisa versuchte aufzustehen. Immer wieder fiel ihre Schwester auf den Sitz zurück, bis sie es endlich geschafft hatte, mit zittrigen Beinen an der Reling zu stehen.

Auch Paul hatte sich wieder aufgerappelt, das Gesicht rot vor Zorn, die Beine wackelig. »Ich mach dich fertig, du Schwein. Jetzt bist du dran«, brachte er hervor, und als Max ihn laut auslachte, brüllte Paul plötzlich los: »Ich bring dich um!«

Er holte aus und wollte Max einen Faustschlag verpassen. Wie in einem alten Trickfilm verlor er dabei den Halt, schlug ins Leere und geriet selbst so sehr in Schiefelage, dass

er drohte umzufallen. Elisa und Lizzy schrien auf, weil das Boot durch die stürmische Bewegung erneut heftig wankte. Erschrocken hielten sie sich an der Reling fest, bis es wieder ruhiger geworden war.

Die bringen das Boot noch zum Kentern, ging es Lizzy durch den Kopf. Wenn die so weitermachen, gibt es noch ein Unglück!

Lizzy ließ die Reling los und strich sich ihr wehendes Haar aus dem Gesicht. Sie wollte die Männer zurechtweisen, aber es fiel ihr schwer, die richtigen Worte zu finden.

»Hört doch ... auf mit ... dem Mist ...« Sie konnte sich selbst kaum verstehen, so leise und undeutlich sprach sie.

Ganz plötzlich, wie aus dem Nichts, machte das Boot eine heftige Bewegung. Lizzy spürte einen Stoß und fiel im nächsten Moment mit panischem Schrei in die eiskalte Ostsee. Sofort fühlte sie tausend Messerstiche auf der Haut, das Wasser rauschte in den Ohren, stieg ihr in die Nase und durchdrang die Kleidung innerhalb von winzigen Augenblicken. Sie konnte nichts sehen, überall Verwirbelungen und kleine Strudel, sie wusste nicht, wo oben und unten war. Die Angst erfasste ihr Bewusstsein schneller als die Erkenntnis, was passiert war.

Du bist über Bord gegangen, du kannst nicht atmen, du mußt hier raus, schnell!

Aber sie konnte sich nicht bewegen. Was war los? Ihre Arme und Beine gehorchten ihr nicht. Ihr Herz war durch die Kälte wie gelähmt, der Körper von einer schrecklichen Starre überzogen. Ihr Magen zog sich zusammen, der Hals schnürte sich zu.

Das Wasser beruhigte sich wieder, und sie konnte das Boot an der Oberfläche erkennen. Der Schock, wie weit es inzwischen über ihr lag, verstärkte die Angst zusätzlich.

Panisch wollte Lizzy mit den Armen rudern, den Beinen strampeln, aber es gelang ihr noch immer nicht. Sie spürte den Druck in den Ohren, schließlich im ganzen Körper, und merkte, dass sie immer weiter nach unten sank, unaufhörlich, als hingen Gewichte an ihren Füßen. Sie konnte nichts dagegen tun. Reflexartig schnappte sie nach Luft, und ihre Lunge füllte sich sofort mit Wasser, worauf ihr Körper mit einem heftigen sinnlosen Hustenanfall reagierte. Gleichzeitig breitete sich ein starker Schmerz in ihrem Brustkorb aus, als könnte sie das Platzen der einzelnen Lungenbläschen fühlen. Dabei schluckte sie die ganze Zeit Wasser, literweise.

Noch nie in ihrem Leben hatte sie so viel Angst gehabt, mehr als damals.

Nach oben, du musst nach oben, warum bewegst du dich denn nicht? Aber ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr, Arme und Beine verweigerten jeden Befehl.

Mit einem Mal glaubte sie, in dem trüben Wasser ein Gesicht zu erkennen.

Mama?

Lizzy wollte die Arme nach ihr ausstrecken, zu ihr schwimmen und sie endlich wieder umarmen. Aber sie kam keinen Zentimeter von der Stelle, sank stattdessen immer weiter nach unten.

Mama! Mama!, schrie sie stumm ins Wasser.

Die Augen ihrer Mutter blickten sie so traurig an, dass es ihr einen Stich versetzte.

Mama. Es tut mir so leid.

Dann war das Gesicht ihrer Mutter verschwunden.

Ein letztes Mal blickte Lizzy nach oben, sah den Rumpf des Segelbootes immer kleiner werden, das panische Strampeln der anderen im Wasser verschwinden, bevor sie in eine große schwarze Stille hinabglitt.

# 1

Es war schon ziemlich windig, als Elisa die frisch geleerte Mülltonne von der Straße zog und zur Garage brachte. Sie hatte das Gefühl, dass der Wind jede Minute zunahm. Noch war es kein richtiger Sturm, höchstens ein beginnender. Aber er ließ erahnen, was auf die Bewohner von Bad Seeburg noch zukommen würde und wovon die Experten seit drei Tagen intensiv warnten. Bis gestern wollte das keiner in der Region so richtig ernst nehmen. Hier an der Küste kannte man schwere Winterstürme, eine steife Brise brachte so schnell niemanden aus der Fassung. Aber dass es dieses Mal anders werden würde, spürte inzwischen doch jeder.

Eine Plastiktüte, die der Müllabfuhr entkommen war, fegte laut raschelnd über den Gehweg, wurde nach oben geschleudert, umschlang in einer kurzen Umarmung die Straßenlaterne und wurde im nächsten Augenblick wieder weggerissen. Irgendwo schepperte eine offene Scheunentür, kleinere Äste brachen von den Bäumen, kein Vogel war mehr in der Luft zu sehen.

Elisa schauderte es. Auch wenn sie ein Küstenkind war,

mochte sie dieses Wetter nicht. Dass es den ganzen Tag noch nicht richtig hell geworden war, trübte ihre Laune zusätzlich. Fröstelnd rieb sie sich über den Arm und stemmte sich mit der Mülltonne gegen den Wind.

»Moin, Frau Marbach!« Vera Peters winkte Elisa von der anderen Straßenseite zu. Die schulterlangen grauen Haare der Nachbarin flatterten wild um ihr Gesicht.

Elisa nickte ihr zu. Wie geschickt Vera Peters die Tonne von der Straße schob, dachte sie, trotz ihrer Gehbehinderung. Der Stock, ohne den sie keinen Schritt gehen konnte, schien sie an nichts zu hindern. Wie alt mochte die zierliche Frau sein? Sechzig? Fünfundsechzig? Und trotz ihres schweren Schicksalsschlags ließ sie sich nicht hängen – ganz im Gegensatz zu Elisa.

Sie biss sich auf die Unterlippe. Jetzt bloß kein Selbstmitleid! Energisch schob sie die Mülltonne in die Garage. Jeder geht mit einem Schicksalsschlag anders um. Außerdem lässt sich das, was Frau Peters passiert ist, nun wirklich nicht mit deinem Mist vergleichen.

Vor über einem Jahr war Vera Peters mit ihrem Mann Joachim in das Nachbarhaus gezogen, kurz nachdem sich Elisas Leben für immer verändert hatte. Und seitdem hatte sie die Frau nie klagen gehört. Resilienz, das neue Lieblingswort für alle psychologisch Interessierten, schien sie erfunden zu haben.

Lächelnd, aber auch mit besorgter Miene, kam Vera Peters zu ihr. »Man kann sich kaum vorstellen, dass es noch schlimmer werden soll.« Sie blickte in den Himmel. »Da oben braut sich ja ganz schön was zusammen.«

»Die Nachrichten kennen kein anderes Thema mehr«, sagte Elisa. »Überall gibt es Live-Ticker, wie sonst bei der Fußball-Weltmeisterschaft.«

Vera Peters lachte. »Ich befürchte, ganz so unterhaltsam wird es nicht.« Sie wurde wieder ernst. »Morgen Abend soll es richtig heftig werden. Alle Einwohner von Bad Seeberg sind aufgefordert worden, Vorsichtsmaßnahmen zu treffen und ihre Häuser zu verlassen, jedenfalls wenn sie in Deichnähe wohnen.«

Gleichzeitig blickten sie beide auf den nahen Deich, der keine fünfhundert Meter entfernt lag. Vor ein paar Tagen hatte der Schäfer seine Tiere bereits eingesammelt und mit einem Transporter von Bad Seeberg weggebracht. THW und Feuerwehr hatten den unteren Teil des Deiches mit unzähligen Sandsäcken stabilisiert, aber es gab nicht wenige, die Zweifel daran hatten, ob diese Maßnahmen ausreichend waren. Seit gut vier Wochen regnete es fast ohne Unterlass, kleine Bäche und Überläufe waren längst über die Ufer getreten und hatten sich in reißende Flüsse verwandelt. Felder waren überschwemmt, Keller vollgelaufen, die Hochwassersituation war ohnehin sehr angespannt. Wenn es jetzt wirklich noch eine Sturmflut geben sollte, dann konnte man nur beten, dass der Deich hielt. Sonst würde sich die Ostsee unkontrolliert in ein Gebiet ergießen, in dem das Hochwasserlimit ohnehin schon erreicht, wenn nicht gar überschritten war. Das wäre dann nicht nur der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringen würde, sondern ein ganzes verdammtes Meer.

Vera Peters schienen ähnliche Gedanken durch den

Kopf zu gehen. Auf ihrer Stirn waren tiefe Sorgenfalten zu sehen. »Es sind Sammelunterkünfte eingerichtet worden«, sagte sie. »Mehrere Turnhallen in Heilstett wurden mit Feldbetten ausgerüstet. Das sind nur gut fünfzig Kilometer von hier.«

Elisa versuchte, ihr immer stärker pochendes Herz zu ignorieren und weiterhin ruhig zu atmen, was ihr zunehmend schwerfiel. Ihre Häuser standen in erster Deichreihe. Wenn er brechen sollte, konnten sie nur hoffen, dass die Häuser den Wassermassen standhielten. Volllaufen, mindestens bis zum ersten Stock, würden sie auf jeden Fall. Aber würden die Mauern halten? Oder würden die Häuser weggerissen werden, wie es bei Hochwasserkatastrophen in anderen Gebieten schon vorgekommen war?

»Der Deich hält bestimmt.« Elisa hörte selbst, wie belegt ihre Stimme klang.

»Das sehen die Experten leider anders«, meinte Vera Peters. »Wir werden heute Abend schon fahren. Für mich als Gehbehinderte ist das alles ein viel zu großes Risiko. Und mein Mann steckt mit seinen fünfundsechzig Jahren eine Sturmflut auch nicht so einfach weg.«

»Glauben Sie wirklich, dass es so schlimm wird?«

»Keiner wohnt so nah am Deich wie wir.« Vera Peters sah sie ernst an. »Durch den verdammten Regen sind alle Ablaufmöglichkeiten übertoll. Und der richtige Starkregen soll erst noch kommen. Wollen Sie es wirklich draufankommen lassen?«

Elisa schüttelte den Kopf. »Ich plane, gleich morgen früh zu fahren. Ein paar Sachen muss ich noch zusammen-

packen, aber dann bin ich hier auch weg. Sie haben vollkommen recht, wir sollten es auf keinen Fall drauf ankommen lassen.«

Vera Peters nickte ernst. »Ich denke auch, es gibt keine Alternative. Lieber eine Nacht umsonst in einer Turnhalle verbringen, als hier im Schlaf von einer Flutwelle überrascht zu werden. Haben Sie eine Gebäudeschutzversicherung?«

»Ja, zum Glück. Ich bin in dem Haus aufgewachsen, meine Eltern haben damals alle nötigen Versicherungen abgeschlossen.«

»Vergessen Sie die Unterlagen nicht. Wer weiß, was wir in ein paar Tagen alles davon brauchen.« Vera Peters atmete hörbar aus. »Auch Ausweise, Erinnerungsstücke ... Keine Ahnung, wie es hier aussehen wird, wenn wir zurückkommen.«

»Glauben Sie wirklich, dass es so schlimm wird?« Elisa merkte, wie ihre Unterlippe zitterte.

Vera Peters schien das auch bemerkt zu haben. Sie kam einen Schritt auf sie zu und strich ihr kurz über die Schulter. »Ich weiß es nicht, aber ich wollte Ihnen keine Angst machen, tut mir leid.« Sie lächelte aufmunternd. »Wir schaffen das schon. Materielle Schäden kann man beheben. Nichts ist wichtiger als die Gesundheit. Glauben Sie mir.«

Elisa blickte auf den Gehstock. »Das stimmt wohl.«

»Sagen Sie Bescheid, wenn Sie bei irgendwas Hilfe brauchen.«

»Danke, Frau Peters.«

Ihre Nachbarin warf ihr noch mal einen zuversichtlichen Blick zu und kämpfte sich dann durch den Wind zurück in

ihr Haus. Schlagartig setzte erneut der Regen ein, stärker und heftiger als die Tage zuvor, und Elisa eilte ebenfalls zurück zur Haustür. Der Himmel verdunkelte sich immer mehr, Blitz und Donner wechselten sich ab. Der Regen prasselte nun laut zu Boden.

Elisa streifte die Schuhe ab und ging in die Küche, hielt den Wasserkocher unter den Hahn und ließ ihn volllaufen.

*Die Gedanken umzulenken ist eine der ersten Maßnahmen, die helfen können, um die Angst abzuwenden. Konzentrieren Sie sich auf alltägliche Handhabungen, führen Sie diese bewusst aus.* Die Worte ihres Therapeuten gingen ihr durch den Kopf. Elisa versuchte, sich auf das stärker werdende Rauschen des Wasserkochers zu konzentrieren und alle anderen Geräusche auszublenden, nahm ein Handtuch und wischte damit über die Arbeitsfläche, räumte das Geschirr aus der Spülmaschine und stellte es in den Schrank. Dabei benannte sie in Gedanken alles, was sie tat, ganz genau. Tatsächlich beruhigte sich ihr Herzschlag etwas.

Plötzlich stellte sich der Wasserkocher mit einem lauten Klacken aus, was sie erschrocken zusammenzucken ließ. Sofort war jede Ablenkung verschwunden, ihr Herz pochte heftiger, und die innere Unruhe breitete sich in ihr aus. Regen und Sturm waren wieder das Einzige, das sie hörte. Diese verdammte Schreckhaftigkeit wurde immer schlimmer.

Sie hielt ihre Handgelenke unter den kalten Wasserhahn, aber sie merkte, dass die Strategien ihres Therapeuten jetzt nichts mehr brachten. Also suchte sie einen Beutel Baldriantee aus dem Schrank und goss ihn auf, wohl wis-

send, dass ihr auch der nicht wirklich weiterhalf. Mit der dampfenden Tasse ging sie langsam durch den Flur ins Wohnzimmer, das für sie allein viel zu groß war. So wie das ganze Haus.

Es lag noch gar nicht so lange zurück, dass sie hier alles neu gemacht hatten. Ein paar Monate vor ihrer Hochzeit war Max zu ihr gezogen, nachdem Lizzy ein halbes Jahr zuvor ausgezogen war. Viele alte Möbel hatten sie rausgeworfen und durch neue ersetzt. Geld zählte zu den wenigen Dingen, die in Elisas Leben nie ein Problem waren. Ihr Vater war ein erfolgreicher Unternehmer gewesen, Lizzy, Elisa und Max hatten gute Jobs in der Süßwarenfabrik gehabt. Und so hatten Max und sie damals nicht aufs Geld geachtet, als sie sich neu eingerichtet hatten. Große Sofas mit tiefgrünem Samt bezogen und bunten Kissen dekoriert, nagelneues dunkles Parkett, teure italienische Lampen. Ob die Versicherung das alles bezahlen würde? Die edlen Möbel konnte Elisa nicht retten. Vielleicht konnte sie ein paar von den Lampen in den ersten Stock bringen?

Ein gerahmtes Foto des Fabrikgebäudes, das ihr diesen Wohlstand ermöglicht hatte, stand auf dem Sideboard neben der Terrassentür. Lizzy hatte die kleine Süßwarenfabrik nach Papas Tod zunächst erfolgreich weitergeführt, und nachdem ihre Schwester verunglückt war, hatte Elisa die Firma für einen guten Preis verkaufen können. Sie selbst hatte sich einfach nicht in der Lage dazu gesehen, in die Geschäftsführung einzusteigen und das Unternehmen allein zu leiten. Bis heute konnte sie nicht arbeiten.

Gedankenverloren blickte sie auf die Terrasse, auf der

Max' teurer Luxusgrill stand, den er fast nie benutzt hatte. Sie verbrannte sich die Zunge am heißen Tee, ohne es wirklich zu bemerken. Die Regentropfen prasselten gegen die Scheibe, schnell bildete sich eine Pfütze draußen auf den Fliesen, die sich rasch vergrößerte. Bald stand die ganze Terrasse unter Wasser.

Ihr Herz begann wieder schneller zu schlagen, die Hände wurden schweißnass. Wie erstarrt blickte Elisa minutenlang auf die größer werdende Wassermenge. Jetzt konnte sie die Fliesen nicht mehr erkennen, Tisch und Stühle schwammen auf der Terrasse, als wäre sie ein See. Der Sturm peitschte das Wasser zu Wellen, auf denen sich die Gischt türmte. Inzwischen hatte der Pegel Brusthöhe erreicht. Wenn die Scheiben nicht hielten und das Glas zerbersten würde, dann würde sie ertrinken.

Klirrend fiel ihre Tasse zu Boden und zersprang in unzählige Stücke. Der heiße Tee spritzte ihr an die Beine, aber Elisa blieb trotzdem wie erstarrt vor der Scheibe stehen und blickte auf die Wassermengen, die das Haus inzwischen überschwemmt zu haben schienen. Ihr kam es vor, als stünde sie vor einem gigantischen Aquarium. Druck legte sich auf ihre Brust, sie schnappte nach Luft, immer schneller versuchte sie zu atmen. Ihr wurde schwindelig, sie geriet ins Straucheln und stützte sich an der Scheibe ab.

Das ist nicht real, sagte sie sich. Das findet nur in deinem Kopf statt. Die Angst, verrückt zu werden, zusammenzubrechen oder gar zu sterben, wurde immer größer. Sie wusste, dass sie mitten in einer Panikattacke steckte, und versuchte, sich an die Worte ihres Therapeuten zu erinnern.

Ihr Körper reagiert gerade auf Stress oder Angst, dieser Zustand wird bald vorbeigehen. Es kann nichts passieren. Sagen Sie laut »Stopp«, oder stellen Sie sich ein rotes Stoppschild vor. Unterbrechen Sie so das Gedankenkarussell.

»Stopp! Stopp! Ach, scheiße!«

Es funktionierte nicht. Elisa brach am ganzen Körper der Schweiß aus. Ihre Brust fühlte sich jetzt wie eingeschnürt an, und sie hatte das Gefühl zu ersticken. Sie zitterte, und ihr wurde schwindelig, die Angst durchzudrehen wurde immer stärker.

Mit Strategien kommst du nicht mehr weiter. Du brauchst deine Tabletten. Jetzt. Obwohl sie so schnell wie möglich zum Sideboard gehen wollte, in dem sie ihren Tablettenvorrat aufbewahrte, konnte sie sich nur in Zeitlupe bewegen. Mit wackeligen Knien musste sie sich auf jeden Schritt konzentrieren, um nicht zusammenzubrechen und weinend für die nächsten Stunden am Boden liegen zu bleiben wie schon so oft. Elisa schnappte nach Luft wie ein gestrandeter Fisch.

Nach unendlich langen Minuten zog sie endlich die oberste Schublade auf, griff nach einer Blisterpackung, von denen bestimmt zwanzig dort lagen, und drückte drei Tabletten in ihre Hand. Eigentlich sollte sie vom Diazepam immer nur eine nehmen, sobald sie eine Panikattacke nicht mehr unter Kontrolle bekam, aber wie sonst auch nahm sie direkt drei. Weitere sechs befanden sich noch in der Packung, die sie in ihre Hosentasche steckte, griffbereit, falls es wieder schlimmer werden sollte.

Elisa hielt sich für einen Moment am Sideboard fest und

versuchte, so ruhig wie möglich in ihren Bauch zu atmen und keinen Gedanken mehr an die Wassermassen zu verschwenden, in denen ihre Terrasse gerade scheinbar versank.

»Vier. Sieben. Acht«, murmelte sie. »Vier. Sieben. Acht.« Sie atmete durch die Nase ein und zählte dabei bis vier, hielt die Luft an und zählte bis sieben, atmete durch den Mund wieder aus und zählte bis acht.

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie das Wasser auf der Terrasse stieg und stieg. Das ist nicht real. Ist nicht real. Nicht real. Wie ein Mantra wiederholte sie diesen Satz immer und immer wieder. Schließlich schaffte sie es, langsam auf die Terrassenfenster zuzugehen, die in ihrer Wahrnehmung immer noch bis zum obersten Rand im Wasser standen. Sie musste alle Kräfte mobilisieren, um die Vorhänge in einem Schwung zuzuziehen.

Erleichtert atmete Elisa auf. Es half, das Wasser nicht mehr zu sehen, egal ob es real war oder nicht. Ganz bewusst setzte sie einen Fuß vor den anderen, ging in die Küche, holte einen Lappen und ein Kehrblech, wischte Tee und Scherben vom Boden auf, sagte sich dabei immer wieder, was sie gerade tat. Langsam wurde sie ruhiger, die Tabletten begannen zu wirken.

Verdammt, es wird wirklich immer schlimmer, dachte sie. Was anfänglich leichte Wahrnehmungsstörungen waren, hatten sich zu richtigen Halluzinationen entwickelt. Das war deprimierend. Seit dem schrecklichen Tag auf dem Segelboot war sie in Behandlung, auch wenn sie ihren Therapeuten im Moment fast nur noch sah, um sich ein neues

Rezept zu besorgen. Genau wie ihre anderen Ärzte. Im Umkreis von Bad Seeberg suchte sie regelmäßig bis zu vier verschiedene Mediziner auf, um an ihre Diazepam-Rezepte und an vergleichbare Medikamente zu kommen. Ihr Hausarzt war längst misstrauisch geworden und hatte sich das letzte Mal geweigert, ihr ein neues Rezept auszustellen. Egal. Noch hatte sie genug. Und es würde schließlich nicht mehr ewig dauern, bis sie endlich von hier wegziehen konnte. Spätestens dann würde alles besser werden, das wusste sie genau.

Leider zog sich der Verkauf des Hauses in die Länge. Es war viel schwerer, einen Käufer zu finden, als sie gedacht hatte. Der Immobilienmarkt war eingebrochen, und Elisa war klar, dass es nach der Sturmflut nicht besser werden würde. Im Gegenteil. Wer kaufte schon ein Haus in einem Überflutungsgebiet?

Vielleicht musst du doch noch mal das Ferienkonzept prüfen, dachte sie. Das Haus behalten und als Urlaubsimmobilie vermieten, während sie selbst in eine Mietwohnung zog. Bisher hatte sie diesen Schritt gescheut, immerhin war es ihr Elternhaus, voller Erinnerungen an früher, als es ihre Familie noch gab. Auch wenn diese Erinnerungen sie manchmal fast erdrückten, waren sie doch das Letzte, was ihr von ihrer Familie geblieben war. Die Vorstellung, dass hier fremde Leute Urlaub machen würden, bereitete ihr immer noch Unbehagen. Irgendwann war sie vielleicht so weit, aber im Moment noch nicht.

Sie sackte auf das Sofa und ließ sich in die überdimensionalen Kissen fallen. Sie war wieder ruhiger geworden,

und das Prasseln der Regentropfen verlor seine angsteinflößende Wirkung. Ihr Blickfeld war nun leicht verschwommen, sie fühlte sich fast etwas beduselt, als hätte sie getrunken. Dabei hatte sie seit damals keinen Tropfen mehr angerührt. Aber das kannte sie schon. Die Tabletten machten sie zwar ruhiger, aber ohne Nebenwirkungen taten sie das nicht. Ihr kam es vor, als hätte man Gewichte an ihre Arme und Beine gehängt und ihren Kopf in Watte gepackt. Sie fühlte sich so schwer und träge.

Elisa zog die flauschige Decke über ihre Beine und kuschelte sich in die Kissenlandschaft. Denk an etwas anderes, ermahnte sie sich müde. Nicht an den Verkauf des Hauses, nicht an die Vergangenheit. Denk an irgendetwas Schönes. Doch bevor sie einen Gedanken fassen konnte, war sie schon eingeschlafen.

Verwirrt schreckte sie hoch. Es war stockdunkel, sowohl im Haus als auch draußen. An der Haustür klingelte es ohne Unterlass, und Elisa brauchte eine Weile, um wieder klar denken zu können. Ihr Kopf schmerzte, die Zunge klebte unter dem Gaumen, Nacken und Rücken taten ihr weh. Sie war eingenickt ... Wie lange hatte sie geschlafen?

Ein Blick aufs Handy. Vier verpasste Anrufe, alle von ihrer Nachbarin Vera Peters. Es war inzwischen nach sechs, Elisa hatte den ganzen Tag verschlafen.

Das Klingeln hörte nicht auf. Mühsam stand Elisa auf, Blut schoss ihr in den Kopf und machte den Schmerz noch dröhnender. Ihr wurde kurz schwindelig, und sie musste

sich an der Sofalehne festhalten. Langsam schleppte sie sich zur Tür.

»Gott sei Dank!« Vera Peters stand neben ihrem Mann Joachim, ihre Gesichter voller Sorgenfalten, die Kapuzen hochgezogen. Hinter ihnen peitschte der Wind den Regen über die Straße. »Wir klingeln bestimmt schon seit zehn Minuten!«

»Sorry, ich bin eingeschlafen ...«, murmelte Elisa und rieb sich über die schmerzenden Schläfen. Den Blick, den sich das Ehepaar zuwarf, ignorierte sie.

»Der Sturm wird immer schlimmer«, sagte Joachim. »Wir haben eben mit Freunden telefoniert. Die Notunterkünfte in Hellstett füllen sich schon. Wir werden jetzt das Haus verlassen und uns in Sicherheit bringen. Was ist mit Ihnen? Wollen Sie nicht mit uns fahren?«

Elisa schüttelte langsam den Kopf. Sie musste sich räuspern, bevor sie antworten konnte, und sich auf jedes Wort konzentrieren. »Ich habe alles organisiert. Morgen früh, ja genau, dann werde ich auch fahren.«

Joachim Peters zog eine Augenbraue hoch. »Sind Sie sicher?«

»Sie können bei uns mitfahren, das ist wirklich kein Problem«, fügte Vera Peters mit hörbar besorgter Stimme hinzu. »Wir können Sie an der Notunterkunft absetzen. Wir selbst werden weiter zu unseren Freunden fahren.«

»Das ist lieb, aber ich bin noch nicht ganz fertig mit Packen. Ich fahre morgen früh. Sie müssen sich keine Sorgen machen.«

»Wirklich nicht?« Vera Peters schien noch nicht über-

zeugt zu sein. »Aus unserer Straße sind schon viele weg. Wir können Sie hier doch nicht allein lassen.«

Elisa blickte die Straße hinunter. Tatsächlich war es in den meisten Häusern dunkel. Aber in ein paar wenigen war noch Licht zu sehen. »Alle sind noch nicht weg. Ich bin also nicht ganz allein. Morgen früh sitze ich wie geplant im Auto.« Elisa bemühte sich um ein zuversichtliches Lächeln. »Aber danke, dass Sie an mich gedacht haben.«

»Ist doch selbstverständlich.« Vera Peters wirkte immer noch beunruhigt, während ihr Mann sie am Ärmel zurück zu ihrem Haus zog.

»Dann alles Gute für Sie«, sagte Joachim.

»Für Sie auch.«

Die beiden gingen zurück zu ihrem Haus. »Mehr als es anbieten kann man auch nicht«, glaubte Elisa den Mann noch leise sagen zu hören.

Als das Paar gegangen war, ging sie als Erstes ins Bad und spritzte sich eine Handvoll kaltes Wasser ins Gesicht. Dann schluckte sie zwei Ibuprofen 600. Ihr war bewusst, dass auch das eine zu hohe Dosis war, aber im Moment hatte sie nicht die Kraft, über eine verantwortungsvolle Medikamentendosierung nachzudenken.

Elisa blickte in den Spiegel, erschrak kurz über die tiefen Augenschatten und die eingefallenen Wangen, wischte dann den Gedanken weg und überlegte, was sie packen sollte. Es fiel ihr schwer, eine strukturierte Liste zu erstellen.

Klamotten, klar. Bettwäsche? Nein. Die Fotoalben, ja, unbedingt. Damit wollte sie anfangen. Sie ließ das Licht

im Bad an, schaltete auch im Flur und im Wohnzimmer alle Lampen an. Helligkeit war weniger angsteinflößend als Dunkelheit.

Elisa fand die Fotoalben im Wohnzimmerschrank. In dem Regal daneben lag das Familienstammbuch. Das brauche ich nun wirklich nicht zu retten, dachte sie bitter. Ihr Traum von einer Familie war schließlich geplatzt, oder vielmehr: zerstört. Von niemandem anderen als ihr selbst.

Ihre Atmung beschleunigte sich wieder. Sie stützte sich am Schrank ab und schloss die Augen, atmete tief durch die Nase ein und versuchte, ganz bewusst und langsam durch den Mund wieder auszuatmen.

Vier. Sieben. Acht.

Trotzdem sah sie die Bilder plötzlich wieder vor sich. Wellen, Gischt, Wolken. Sie hörte Lizzys Schrei, hörte ihren eigenen, spürte die Kälte der Ostsee, die Angst vor dem Ertrinken, die Rettung in letzter Sekunde, den Schmerz über Lizzys Tod und über ihr eigenes nutzloses Leben.

Vier. Sieben. Acht. Vier! Sieben! Acht!

Es half ihr nicht mehr. In Tränen aufgelöst, sackte sie zu Boden, zitterte am ganzen Leib. Der Schweiß brach ihr aus. Krampfhaft versuchte sie, die Tabletten aus ihrer Hosentasche zu fischen.

Während der Sturm draußen immer heftiger wurde.

## 2

»Ob sie betrunken war? Sie wirkte irgendwie nicht ganz klar«, meinte Vera besorgt, als sie mit Joachim die letzten Sachen ins Auto packte. Versicherungsunterlagen, Dokumente, Schmuck – alles, was auf keinen Fall in den Fluten verschwinden oder vom Wasser durch die Straßen getrieben werden durfte.

»Irgendwas hat sie auf alle Fälle genommen«, meinte Joachim. »Wobei ich das, ehrlich gesagt, immer bei ihr glaube. Die wirkt doch ständig so, als wäre sie neben der Spur.«

Er schloss die Kofferraumklappe und schlug den Kragen seines Regenmantels hoch. Seine dünnen grauen Haare klebten regennass auf der Kopfhaut, das Wasser lief in kleinen Rinnsalen über sein rundes Gesicht und tropfte auf seinen Bauch, über den der grüne Mantel spannte. Genervt zog er sich die Kapuze wieder über den Kopf, die sofort erneut vom Wind weggeblasen wurde.

»Haben wir alles?«, rief er in den Sturm.

Vera nickte, setzte sich auf den Beifahrersitz und legte ihren Stock auf die Rückbank, auf der sich die Aktenordner

stapelten. Innerhalb von Sekunden waren die Fenster des alten Volvos beschlagen, und Joachim musste für eine Weile die Lüftung laufen lassen, bevor er losfahren konnte.

»Ich kann's kaum abwarten, bis endlich das neue Auto da ist«, murmelte er, zog den Ärmel seines Pullovers über die Hand und wischte damit über die Scheibe. »Hätte ich mir schon längst gönnen sollen.«

Vera schwieg. Joachims Begeisterung für Autos war ihr völlig fremd. Als sie endlich wieder klare Sicht hatten und er den Wagen aus der Parklücke lenkte, sah Vera ihre Nachbarin am Fenster stehen und winkte ihr zum Abschied zu. Doch Elisa Marbach hob nur schwach den Arm. Selbst aus dieser Entfernung konnte Vera erkennen, wie mitgenommen sie aussah. Die Augen in tiefen Höhlen, die Wangen eingefallen, die Mundwinkel hängend.

»Ich glaube, sie ist depressiv.«

»Wer?«

»Na, Frau Marbach!« Joachims Aufmerksamkeitsspanne für Dinge, die ihn nicht interessierten, war erstaunlich niedrig. Und andere Menschen interessierten ihn meistens nicht. »Sie verlässt praktisch nie das Haus, bekommt keinen Besuch und wirkt ganz schön einsam. Überleg mal, wie oft sie bei uns die Blumen gießt oder Katinka füttert, wenn wir unterwegs sind. Wir haben das noch nie bei ihr gemacht.«

»Sie hat ja auch keine Katze.«

»Blumen gießen und Mülltonnen rausstellen könnten wir ja trotzdem«, entgegnete Vera. »Sie verweist nie, sitzt nur allein zu Hause. Irgendwie tut sie mir leid.«

Joachim zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Hat die Frau nicht eine Scheidung hinter sich?«

»Ja, das hat sie mal erzählt.«

»Na also. Nach so was sind doch die meisten niedergeschlagen, das finde ich normal. Ein Bekannter von mir hat danach nie wieder das Haus verlassen, bis er tot war.«

»Frau Marbach ist noch jung. Höchstens dreißig. Die kannst du doch nicht mit irgendeinem alten Mann vergleichen.«

Joachim warf ihr einen bösen Blick zu. »Das Eis ist ganz dünn, Gnädigste.«

»Wir sind immerhin Nachbarn, da muss man sich doch ein bisschen kümmern. Vielleicht braucht sie Hilfe?«

Er atmete hörbar durch. »Jetzt mach da kein Drama draus. Wir sind Rentner, und wir reisen gerne. Sie ist halb so alt und frisch geschieden. Allein hat sie wahrscheinlich nicht so viel Lust, etwas zu unternehmen. Das ist doch ganz normal.«

Joachim fuhr aus der Siedlung. Auf der Straße stand bereits das Wasser, jetzt bestand Aquaplaninggefahr. Überall packten die Leute ihre Autos, verrammelten mit Spanplatten Fenster und Türen oder packten Sandsäcke vor ihre Häuser.

»Und wenn sie doch depressiv ist?«

»Was?«

»Frau Marbach! Womöglich tut sie sich was an!«

»Nonsens. So schnell tut sich niemand etwas an. Und jetzt lass uns das Thema bitte beenden.« Joachims Stimme hatte einen strengen Unterton bekommen. »Außerdem

geht uns das alles nichts an.« Er stellte den Scheibenwischer auf die höchste Stufe, so stark regnete es inzwischen.

»Sie ist unsere Nachbarin!«

»Na und? Ich kann dir nur dringend raten, deine Nase nicht in die Angelegenheiten anderer Leute zu stecken. Sonst glaubt die nachher noch, sie müsste sich auch um uns kümmern«, erwiderte Joachim. »Und damit meine ich nicht, der Katze Futter hinzustellen oder im Sommer mal die Blumen zu gießen, wenn wir weg sind, sondern bei uns auf dem Sofa sitzen und sich unterhalten wollen.«

»Wäre das denn so schlimm?«

»Und Fragen stellen.« Joachim warf ihr einen ernsten Blick zu. »So was können wir beim besten Willen nicht gebrauchen. Das ist dir doch klar, oder?«

Vera knetete ihre Hände und starrte aus dem Seitenfenster. Ein heller Blitz zuckte über den Himmel, gefolgt von einem lauten Donnern, das sie erschrocken zusammenzucken ließ.

»Eine normale Unterhaltung zwischen zwei Nachbarn bedeutet noch lange nicht, dass man ausspioniert wird«, sagte sie leise.

»Das geht ganz schnell. Eins kommt zum anderen, und schon hast du den Ärger.«

»Du übertreibst.«

»Nein. Vielleicht bin ich vorsichtig, aber ich übertreibe nicht«, sagte Joachim mit Nachdruck. »Kein enger Kontakt zur Nachbarschaft, haben wir uns verstanden?«

Vera hasste es, wenn er so mit ihr sprach. Dieser dominante Tonfall, der keinen Zweifel daran ließ, wer hier der

Boss war. Das Ignorieren ihrer Bedürfnisse und Wünsche, während seine natürlich immer sofort erfüllt wurden. An manchen Tagen störte es sie weniger, aber in den letzten Stunden war ihr sein Befehlston zunehmend übel aufgestoßen. Er konnte doch nicht über ihr ganzes Leben bestimmen! Sie hätte gerne mehr Kontakt zu Elisa Marbach gehabt. Sie mochte die junge Frau und würde ihr gerne helfen. Aber sie wusste auch, dass sie Joachim nichts entgegenzusetzen hatte.

»Hast du mich verstanden? Kein enger Kontakt, klar?!«, seine Stimme war nun laut geworden, vielleicht wegen des Regens, vielleicht aber auch einfach so.

»Ja ...«, antwortete Vera leise.

»Wie war das?«

»Ja!«

»Gut. Damit ist das Thema endgültig beendet.« Joachim stellte das Radio an.

Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch startete Vera aus dem Fenster, durch das die Straße jetzt kaum noch zu erkennen war. Der Regen war inzwischen so stark, dass er wie eine graue Wand wirkte. Joachim konnte nur Schritttempo fahren, so eingeschränkt war die Sicht. Trotzdem war die Straße voller Autos. Vera hatte den Eindruck, als wenn sich alle Einwohner von Bad Seeberg auf den Weg machten, um den kleinen Ort zu verlassen. Die Autos waren zum Teil mit Dachgepäckträgern und Anhängern ausgestattet, mit denen die Leute ihr Hab und Gut in Sicherheit bringen wollten. Das Ganze kam einer Massenflucht gleich und verstärkte in Vera das unguete Gefühl, dass die drohende Naturkatastro-

phe tatsächlich so schlimm werden könnte, wie es in den Nachrichten vermutet wurde.

»Hast du Bargeld dabei?«, fragte Joachim plötzlich, als sie eine Weile schweigend gefahren waren.

»Ungefähr hundert Euro, glaube ich.«

»Das müsste reichen«, sagte er zufrieden. »Wir sollten das Taxi nicht mit Karte bezahlen. Ich will nicht, dass man irgendetwas nachverfolgen kann.«

Vera nickte stumm.